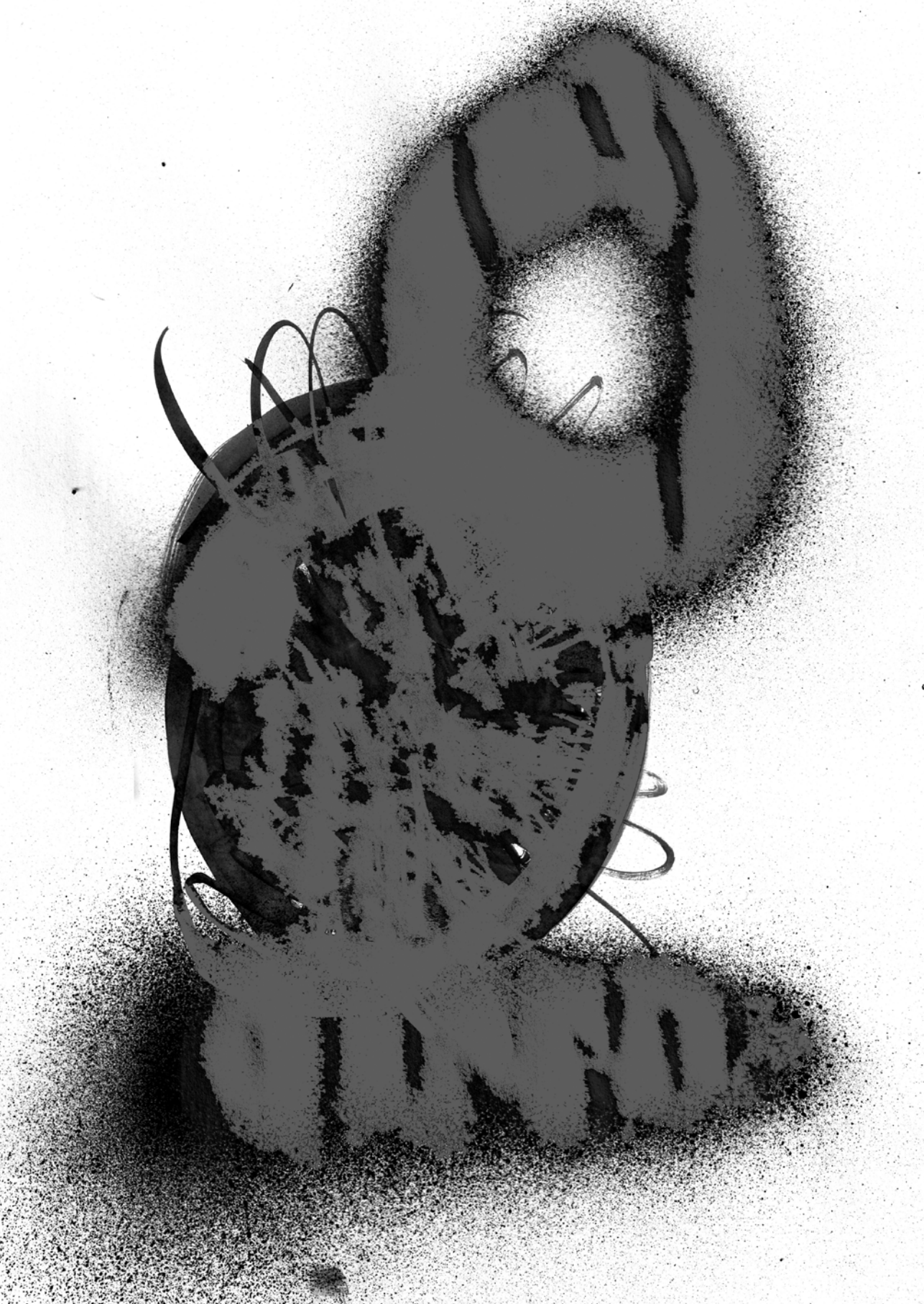




»Ich glaube,
der Trick an der
Revolution ist
gar nicht so
sehr, Neues zu
schaffen, son-
dern dem Alten
neue Plätze zu
geben!«

Die Revolutions- und Genderforscherin Eva von Redecker (EvR) ist stellvertretende Direktorin des Center for Humanities and Social Change an der Humboldt-Universität zu Berlin. 2018 erschien ihr Buch Praxis und Revolution, in dem die Philosophin für ein neues Revolutionsverständnis plädiert. Im Gespräch mit den Metamorphosen diskutiert von Redecker die Möglichkeiten einer queeren Revolution und die Rolle der Literatur in diesem Prozess. Das Gespräch führte Marie-Luise Goldmann (MLG)

MLG
Frau von Redecker, befinden wir uns gerade in einer Revolution?

Eine Mischung aus Progressivität und Stillstand also. Inwiefern sind Revolutionen auf diese Doppeldynamik, oder auf die »Geister der Vergangenheit«, wie Karl Marx schreibt, angewiesen? Immerhin steckt schon im Begriff »Re-volution« das »Zurückwälzen«, das »Wiederherstellen«. Müssen sich gelingende Revolutionen also immer auch auf die Tradition zu berufen?

EvR
Wenn man, wie ich, Revolutionen als langgezogene Prozesse versteht, kann man das nicht ausschließen. Zu Revolutionen gehören immer auch untergründige und unsichtbare Aspekte, sodass wir uns auch in einer Revolution befinden können, während viele das vielleicht gar nicht merken. Momentan können wir eine interessante Mischung aus Öffnungen und radikalen Übersetzungen erfahren. Zum Beispiel wird uns plötzlich klar, dass wir in der Frage, wie wir Leben gestalten wollen, so etwas wie »Brüderlichkeit« nicht nur auch auf Frauen ausweiten wollen, sondern sogar das ganze planetarische Ökosystem mitbedenken müssen. In anderer Hinsicht geht dagegen überhaupt nichts voran. Wir stecken in den gleichen stagnierenden politischen Prozessen fest, weil wir in den unverändert fortschreitenden Kumulationslogiken des Kapitalismus festgefahren sind.

Marx tut das ausgesprochen widerstrebend und versucht, die wahre Revolution freizumachen von dem Vergangenheitsbezug. Mein Modell wäre dagegen eines, das sagt, dass wir uns auf eine Vergangenheit beziehen müssen, die wir noch gar nicht kennen. Also eine Vergangenheit, die größtenteils im Verborgenen geblieben ist oder die Geschichte der Unterlegenen betrifft. Wir müssen uns fragen: Was ist der Zusammenhang, in dem ich mich und mein Begehren tagtäglich reproduziere? Was davon wäre tauglich für die Zukunft? Was davon verlängert nicht die Gewalt der Vergangenheit? Was davon ist nicht nur möglich durch den Ausschluss oder die Ausbeutung anderer? Was davon mache ich nur, weil es mir als Normalität präsentiert wurde und nicht, weil ich mich wirklich darin wiederfinde? Wenn man genau hinschaut, gibt es in der Gegenwart schon

Bereiche, Erfahrungsqualitäten oder Praktiken, von denen aus sich eine ganz andere Vergangenheit erschließt. Von diesen aus kann man dann an Kämpfe anknüpfen, die es vielleicht noch gar nicht in die Geschichtsbücher geschafft haben, die aber einen Hinweis darauf geben können, wie die Zukunft auch ganz anders aussehen könnte. Man muss bei dem ansetzen, was schon da ist. Wenn da nichts ist, dann ist es um die Revolution geschehen.

In Ihrem Buch Praxis und Revolution plädieren Sie für ein Revolutionsverständnis, das die langsamen Prozesse an die Stelle des einen großen, gewaltvollen, man könnte sagen »maskulinen« Akts setzt. Inwiefern ist Ihr Revolutionsbegriff ein feministischer oder ein queerer?

Dass dies ein feministisches Modell ist, würde ich direkt unterschreiben. Schwieriger zu beantworten ist die Frage, wie queer meine Theorie ist. Eine Zutat in meinem Buch ist Judith Butlers Modell der performativen Kritik. Diese versuche ich aber anders zu lesen, als das die Queer Theory bisher getan hat. Mir geht es nicht um die Auflösung, sondern um die Veränderung von Normen. Mein Modell, das sich an den Bedürfnissen der Menschen orientiert, ist keines der allgemeinen Verflüssigung und Beseitigung aller Ordnungen. Man könnte mir vorwerfen, dass dieser Gedanke nicht so queer ist. Ein anderer, vielleicht queerer Aspekt meiner Theorie ist jedoch die Überzeugung, dass man nicht einfach einen bestimmten Praxisbereich isolieren kann. Marx etwa denkt, dass die Produktionsweise die Wurzel allen Übels ist, und wenn wir die ändern, dann ändert sich der ganze Rest auch. Ich denke zwar schon, dass wir die Produktionsweise ändern müssen, aber nicht, weil das der Schlüssel zu allem ist, sondern eines der Felder, das unser Begehren und unsere Mikrobeziehungen strukturiert. Ohne schon vorher zu wissen, was geändert werden soll, müssen wir uns immer wieder neu fragen: Was hängt hier wie zusammen und was könnte man so verallgemeinern, dass Solidarität und Genuss breiter zur Verfügung stehen?

Die Revolution ist Ihrem Verständnis zufolge ein gedehnter Prozess. Aber braucht es nicht doch manchmal das erschütternde, plötzlich einschlagende Ereignis? Es sind doch oft die einmaligen, großen Events, die Diskussionen in Gang setzen oder als symbolische Hoffungsstifter fungieren.

Das Ergebnis einer Revolution lässt sich nur langfristig sichern, wenn es eine Vorgeschichte hat?

Das stimmt. Es geht mir auch nicht darum, die Ereignisse loszuwerden, sondern darum, anders zu beschreiben, was das Ereignishafte eigentlich ist. Wichtig ist nicht, dass plötzlich ein großer Bruch passiert, sondern dass etwas zum Durchbruch kommt, was in die Vergangenheit zurückreicht, weil sehr beharrliche, untergründige Arbeit bereits vorher geleistet wurde. Große Erschütterungen, die nicht irgendwelche Antizipationsmomente und Vorübungen aufweisen, verflüchtigen sich sofort. Im Zeitalter der Selbstoptimierung kennen wir das ja alle: Man fasst große Vorsätze, weil einen irgendetwas erschüttert – aber dann passiert nichts. Damit eine Erschütterung wirklich wirksam ist, muss schon ein bestimmtes Verwirklichungsraster da sein.

Genau. Ich glaube, der Trick an der Revolution ist gar nicht so sehr, Neues zu schaffen, sondern dem Alten neue Plätze zu geben. Oder das Alte neu zu konfigurieren. Viele Dinge muss man nicht loswerden. Aber man muss sie umformen, umarbeiten, anders platzieren.

Queere Vorschläge erfahren momentan viel Gegenwind. Liegt das daran, dass die Leute Angst haben, etwas zu verlieren? Und könnte man dieses Problem eventuell lösen, indem man die queere Theorie anders verkauft, nämlich nicht als radikal Neues, sondern als, wie Sie gerade sagten, Umformulierung des Gegebenen?

Sondern?

Minderheitenrechte sind nicht nur für Minderheiten?

Ja, aber ich glaube, dass man die Verlustängste eines großen Teils der Bevölkerung nicht los wird, indem man die queeren Forderungen einfach anders verpackt. Zu sagen, es ginge durch die queere Theorie nichts verloren, stimmt einfach nicht. Da darf man sich nichts vormachen. Wenn man in einem der wenigen Bereiche, die in unserem Leben bisher halbwegs unhinterfragt funktioniert haben, plötzlich die Freiheit gewinnt, es anders zu machen – etwa ein anderes Geschlecht zu sein oder das gleiche Geschlecht zu heiraten –, dann ergibt das auf der affektiven Ebene keinen Zugewinn, wenn dem kein vorhergehendes Bedürfnis entspricht. Es bedeutet einen Verlust, weil es eine Zumutung ist, auf einmal bestimmte Sachen reflektieren zu müssen, die man vorher nicht reflektiert hat. Natürlich ist das auch ein Freiheitsgewinn. Aber wenn man mit dieser Freiheit gar nichts anfangen kann, dann ist es eigentlich ein Verlust von Sicherheit. Die Lösung ist nicht, den Leuten zu sagen: Aber du verlierst doch gar nichts.

Die Lösung ist, zu sagen: Die Stelle, an der die Sache, die du verlierst, stand, könnte viel besser gefüllt werden. Wenn du Sicherheit willst, dann lass uns doch überlegen, wie man eine Sicherheit solidarischer Versorgungsgemeinschaften, also auch gesellschaftlicher Krankenversicherung und Fürsorgesysteme, so stärken kann, dass du nicht mehr das Gefühl hast: Wenn deine Ehe in die Brüche geht, stirbst du allein. Ich glaube, dass man die Sache manchmal kleinteiliger angehen muss, um dann wieder gemeinsam Boden zu finden. Die Leute verlieren wirklich etwas. Aber sie verlieren etwas, das sie sowieso verlieren würden. Die Individualisierung und die Flexibilisierung, die der Kapitalismus erzwingt, führen dazu, dass ganz viele dieser vermeintlichen Sicherheiten und traditionellen Wertesysteme gerade sowieso verschwinden.

Genau. Es ist ein fauler Kompromiss und politische Feigheit, die jetzt gerade nach hinten losgeht, so zu tun, als wäre dies der Fall. Es ist falsch, zu glauben, dass sich für die Mehrheit gar nichts ändert, und dass nur so ein paar arme Ausgeschlossene jetzt endlich auch mal Sachen machen dürfen, die ihnen vorher vorenthalten geblieben sind. Der queere Impuls ist immer auch einer, der sich gegen diese Art von Integration und Assimilation sperrt. Nur mit einer gewissen Beharrlichkeit gegen die zu schnelle Überführung in schon bestehende Strukturen hat man überhaupt genug Spielraum, zu überlegen, was wirklich zukunftsweisend sein könnte. Hannah Arendt nennt dies das Beharren auf der Paria-Position. Die Leute sind ja auch deshalb so reizbar, wenn sie das Gefühl haben, ihre Familien werden abgeschafft, weil es in der Gegenwart absurd schwer ist, eine Familie zu sein. Und trotzdem gibt es kein beispielhaftes Gegenmodell. Ein funktionierendes Familienleben ist zwar keine zuverlässige Glücksquelle, aber eines der wenigen halbwegs stabilen Glücksver-

Befinden wir uns momentan am Höhepunkt der queeren Bewegung? Oder geht gerade alles wieder bergab?

Welche Rolle spielt die Literatur für die queere Bewegung?

Brauchen wir einen neuen Kanon?

In einer Rezension zu Jules Grants 2016 erschienenem queeren Debütroman We Go Around in the Night and Are Consumed by Fire schreiben Sie, dass es nicht reiche, mehr lesbische Figuren zu erfinden, sondern dass es um eine Art »lesbisches Sehen« in der Literatur gehen müsse. Was meinen Sie damit?

sprechen. Und natürlich ist es von allen Seiten – dem Arbeitsmarkt, den Arbeitszeiten, den Mobilitätsumtungen, dem Abbau von Großfamilienstrukturen – immer schwerer, so ein Gebilde aufrechtzuerhalten. Es ist sinnvoll, anzuerkennen, dass die Mehrheit auch Probleme hat, anstatt zu sagen: Ihr habt schon alle Privilegien, jetzt wollen wir auch ein bisschen was vom Kuchen abhaben. Ich meine, da ist doch gar kein Kuchen!

Die Tatsache, dass wir im Moment wieder solch eine vehemente Gegenwehr durch eine neue Art von Autoritarismus erleben, zeigt, dass anscheinend ein wirklicher Nerv getroffen wird. Man sieht ja, wie die Leute bei bestimmten Themen ausflippen! Zwar ist es wichtig, zu sagen, dass viele der Mobillisierungen, die wir gerade sehen, Reaktionen der Gegenwehr auf erreichten emanzipativen Erfolg sind. Aber das heißt nicht, dass die Sache schon gewonnen wäre. Hannah Arendt hat sehr schön gezeigt, dass der moderne Antisemitismus, der am Ende des 19. Jahrhunderts kreiert wurde, nach der rechtlichen Gleichstellung kam, nach der Emanzipation, nach der Verleihung von vollen Bürgerrechten an die europäischen Juden. Deshalb ist es nicht ausgeschlossen, dass auch die heute bereits errungenen bürgerrechtlichen Erfolge immer noch ganz drastischen Exklusionmechanismen weichen können. Momentan befinden wir uns in einer historisch offenen Situation. Allerdings gibt es viel Wissen auf Seiten der linken und sozialen Bewegung, das man so schnell nicht wieder los wird. Einer der Slogans der queeren Bewegung lautet: »We are here, we are queer, get used to it!«

Literatur ist ein grandioser Experimentierraum, um queere Perspektiven vorzuführen und auszuprobieren. Man kann die ganze Literaturgeschichte anders lesen.

Das ist ein Punkt. Allerdings kann man nicht vom Katheder aus Interpretationsrahmen ändern. Die Frage, was in den neuen Kanon gehört und was nicht, kommt erst viel später. Die Frage nach einem neuen Begehren bietet eine viel reichhaltigere Perspektive als zu sagen: »Wir müssen andere Autor_innen lesen.« Denn wenn wir ganz andere Autor_innen lesen würden, aber aus denen nichts rausziehen, oder sich alle nur gemäßregelt fühlen, haben wir ein ganz unbrauchbares Begehren für die Zukunft kreiert.

Das ist der Unterschied zwischen einer radikalen feministisch-queeren Perspektive und dem, was man vielleicht eine liberale oder auch eine repräsentations- oder identitätspolitische Perspektive nennen könnte. Es ändert zu wenig an der Normalität, wenn man nur versucht, ein paar zusätzliche Figuren sichtbar zu machen. Das setzt nämlich komplett den Blick der hegemonialen Betrachtung voraus. Statt, dass man sich jetzt freut, endlich auch mal eine Lesbe zu sehen, gibt es meiner Meinung nach etwas viel Radikaleres

und Weiterreichendes: nämlich ein Bild der gesamten Welt, das sich dem lesbischen, dem feministischen oder dem queeren Blick und Begehren erschließt. Das betrifft nicht nur die eigene Identität oder Sexualität, sondern es ändert sich die Interpretation des Gesamten. Anstatt sich also die ganze Zeit den Kopf blutig zu schlagen, irgendwie noch ein Plätzchen in der Sonne des hegemonialen Rahmens zu erringen, müssen wir das Allgemeine verändern. Es reicht nicht, es nur auszuweiten.

Verändert Literatur unser Begehren?

Ja. Aber jede Beschreibung, jede Repräsentation und auch jede Anrufung im Alltag tut das. Einige der rechten Gegenbewegungen vereindeutigen das, indem sie sagen, dass es eine Verschwörung von Genderforscher_innen gebe, die versuche, uns umzuprogrammieren. Das ist natürlich eine herrliche Entlastung von der Grundwahrheit, dass Begehren nichts Fixes und nichts Fertiges ist, sondern etwas, das sich ständig durch alle möglichen Einflüsse variiert. Der queere Impuls ist, immer wieder darauf zu bestehen, diese Offenheit und Unfixiertheit zu feiern und zu zelebrieren. Da hat die Literatur aber keine bestimmte Vorreiterrolle, sondern alle möglichen Praktiken bilden uns neu aus und um.

